



Ute Diehl Das Stapeln der Farbblöcke – Stanley Whitneys optimistische Geometrie

Als der afroamerikanische Maler Stanley Whitney zehn Jahre alt war, ging er in Bryn Mawr, einem Vorort von Philadelphia, zur Schule. „Einmal gaben sie uns die Aufgabe, ein Selbstporträt zu malen. Ich fühlte mich sehr seltsam. Ich war arm und ich war das einzige schwarze Kind in der Klasse, also habe ich jede Farbe auf der Palette verwendet. Der Lehrerin gefiel es, aber meine Eltern fragten: ‚Was ist das?‘ Sie hatten keine Ahnung von Kunst und waren damit aufgewachsen, dass sie aufgrund ihrer Hautfarbe nicht einmal ein Museum betreten durften.“

Die Kunst hatte über alle Hindernisse hinweg ihren Weg zu Stanley Whitney gefunden, und er wusste jetzt, dass er malen wollte, und zwar mit so vielen Farben wie möglich. Die ganze Schulzeit über produzierte er farbenfrohe Bilder, studierte dann am Columbus College of Art and Design, am Kansas City Art Institute und legte seinen Master an der Yale University ab, ohne dass es ihm gelungen wäre, sein Hauptproblem zu lösen, nämlich die Farbe aus ihrem Dienstverhältnis zur Form zu befreien. Als er 1968 als 22-Jähriger zum ersten Mal nach New York kam, drehte sich dort alles um die Farbfeldmalerei, und obwohl sie doch eigentlich das war, wonach er suchte, nämlich Autonomie der Farbe, stand er ihr kritisch gegenüber: „Ich wollte die Farbe, aber nicht das Feld!“ Außerdem lehnte er den Puritanismus ab, den die Color Field Painter vertraten. Er frequentierte die Jazzclubs, und auch von einem Gemälde verlangte er „Bewegung, Musik, Rhythmus“.

Stanley Whitney hat immer wieder betont, wie entscheidend für ihn die 1990er-Jahre waren, die er in Rom verbrachte. Vor allem das Mauerwerk der römischen Antike, die Wände aus Tuff, Travertinblöcken oder Ziegeln, erschienen ihm als perfekt tragende Strukturen, die er auch für seine Bilder übernehmen konnte. Seitdem malt er immer nur quadratische Bilder mit Reihen von farbigen Kästchen, wie eine Mustertafel durch horizontale, etwas unregelmäßige Linien getrennt. Für den Aufbau seiner Bilder benutzt Whitney keine Struktur, die er dann mit Farbe füllt, sondern stapelt die Farbblöcke übereinander. „Ich fange einfach an zu malen. Ich plane es nicht. Die Form kenne ich ja, also kann ich überall anfangen.“ Der Künstler macht auch keine Farbstudien im Voraus. Er legt eine Farbe fest und reagiert dann darauf. Sobald eine Farbe auf der Leinwand ist, kommt die Geschichte ins Rollen. Und natürlich versucht der Künstler, so viele Farben wie möglich aufzutragen.

Die Beziehungen zwischen den Farben funktionieren auf unterschiedliche Weise, je nachdem, ob man sie vertikal oder horizontal verfolgt. Auf dem angebotenen Bild „Violet Times“ kann der Betrachter fünf Rottöne samt ihrem Netz von Beziehungen in den Blick nehmen, sich auf verschiedene Farbpaare oder Kontraste konzentrieren und unzählige andere Sehmöglichkeiten ausprobieren. Das Bild verändert sich ständig. Es steht nicht still. Die dunklen Töne kommen einem entgegen, die hellen weichen zurück, die warmen Farben Rot und Orange drängen nach vorn und lassen die bläulichen Farben hinter sich. Orange ist doppelt so intensiv wie die gleich große blaue Fläche. Grün und Rot halten sich im Gleichgewicht.

Stanley Whitney steht mit seiner Malerei, auch wenn er es nicht hören will, fest verankert in der amerikanischen Farbfeldmalerei, auf die der Bauhauslehrer Josef Albers, der 1933 in die USA emigrierte und dort 40 Jahre lehrte, einen großen Einfluss ausübte. Um 1950 begann Albers seine Serie „Homage to the Square“ aus sich quadratisch überlagernden Farbfeldern, womit er die Farbe und ihre unendlichen Variationen in einem feststehenden quadratischen Bildschema durchexerzierte. Unbekümmert übernimmt Stanley Whitney das Quadrat des deutschen Farbtheoretikers und bringt Rhythmus hinein.

Stanley Whitney in seinem New Yorker Studio